

Der Ring des Generals [Fortsetzung]

Autor(en): **Lagerlöf, Selma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 38

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 19. September 1936

Eidgenössischer Betttag. Von Emil Hügli.

Das Jahr geht seinem Herbst entgegen,
Der Sommer hat sein Werk vollbracht...
Nun sieh': Auf Wegen und auf Stegen
Stolz prangt jetzt des Septembers Pracht;
Der Apfel glüht im grünen Laube,
Die Birne leuchtet durchs Geäst,
Und schwellend reift auch schon die Traube
Und rüstet sich zum Erntefest.

Da soll auch unser Herz sich rüsten,
Zu innigem Gebet bereit;
Fürwahr, die Weisen selber wüssten
Uns keine schön're Dankeszeit!
Wenn von den lastgebeugten Zweigen
Der Landmann Frucht und Frucht sich bricht,
Dann lasse, Schweizervolk, du steigen
Der Herzen Dank empor zum Licht.

Denn wo ein Volk noch weiss zu beten,
Des gut'gen Schicksals sich bewußt
Vor einen Höheren will treten
Mit frommem Dank aus tiefer Brust,
Da wird — nun rings auf Weg und Stegen
Der Herbst erglüht im gold'nen Schein —
Dem Dankenden des Himmels Segen
Erst recht zu wahren Glück gedeih'n.

Der Ring des Generals. Erzählung von Selma Lagerlöf.

Copyright by Roman-Vertrieb Langen/Müller, München.

10

Rittmeister Löwensköld war nun ein Mann von achtzig Jahren, reich und mächtig, geachtet und angesehen. Der König hatte ihn zum Baron gemacht, und kein Unglück hatte ihn je getroffen. Er hatte vortreffliche Söhne, und auch die waren wohlbestallt und gut verheiratet.

Dieser Mann hatte Marit alles genommen, alles, alles. Sie saß da einsam, ohne Hab und Gut, ohne Mann, ohne Kinder, durch sein Verschulden. Sie hatte viele Jahre darauf gewartet, daß eine Strafe ihn ereilen würde. Aber nichts war eingetroffen.

Marit fuhr aus ihren tiefen Gedanken empor. Sie hatte gehört, wie kleine Kinderfüße rasch über den Hof gelaufen kamen, und da wußte sie schon, daß das ihr galt.

Es waren zwei Jungen von zehn, elf Jahren. Der eine war der Sohn des Hauses, Nils, den anderen kannte sie nicht. Sie waren wirklich gekommen, sie um einen Gefallen zu bitten.

„Marit“, sagte Nils, „das ist Adrian aus Hedebn. Wir haben drüben auf dem Weg miteinander Reifen ge-

spielt, aber dann haben wir uns gestritten, und ich habe Adrian die Mütze zerrissen.“

Marit saß da und sah Adrian an. Ein schöner Knabe mit etwas Sanftem und Freundlichem im Wesen. Sie griff sich ans Herz. Sie fühlte immer Schmerz und Beklommenheit, wenn sie einen Löwensköld sah.

„Wir sind jetzt wieder gut“, sagte Nils. „Und da wollt' ich dich fragen, ob du Adrian die Mütze ausbessern willst, bevor er nach Hause geht.“

„Ja“, sagte Marit, „ja, das will ich.“

Sie nahm die zerrissene Mütze und stand auf, um in den Speicher zu gehen.

„Das muß ein Wink des Himmels sein“, murmelte sie.

„Spielt jetzt ein bißchen hier draußen auf dem Hof“, sagte sie zu den Buben, „es wird gleich geschehen sein.“

Sie schloß die Tür des Speichers hinter sich und saß allein dort drinnen, während sie die Löcher in Adrian Löwenskölds Zipfelmütze ausbesserte.

10.

Wieder vergingen einige Jahre, ohne daß man etwas von dem Ring hörte. Aber da geschah es, daß Jungfer Malvina Spaak im Jahre 1778 als Hausmamsell nach Hedeby kam. Sie war eine arme Pastorstochter aus Sörmland, hatte noch nie den Fuß nach Värmland gesetzt und hatte keine Ahnung von den Verhältnissen des Hauses, in dem sie dienen sollte.

Noch am selben Tage, an dem sie gekommen war, wurde sie jedoch zur Baronin Löwenköld hineingerufen, um eine recht sonderbare, vertrauliche Mitteilung entgegenzunehmen.

„Ich halte es für das Richtige“, sagte die Schloßfrau, „der Jungfer gleich zu sagen; es läßt sich nicht leugnen, daß es hier in Hedeby spukt. Es kommt gar nicht so selten vor, daß man auf der Stiege und in den Gängen, ja, manchmal sogar drinnen in den Zimmern einem großen, grobschlächtigen Manne begegnet, der hohe Stulpenstiefel und einen blauen Uniformmantel trägt, ungefähr wie ein alter ‚Karoliner‘. Er steht ganz plötzlich vor einem, wenn man eine Tür öffnet, oder zu einem Treppenabsatz kommt, und bevor man sich noch recht wundern kann, wer es sein mag, ist er schon verschwunden. Er tut einem nichts zuleide, ja, wir glauben eher, daß er uns wohl will, und ich bitte die Jungfer, keine Angst zu haben, wenn sie ihm begegnet.“

Jungfer Spaak war damals einundzwanzig Jahre alt, leicht und flink, ganz unbeschreiblich tüchtig in allen erdenklichen häuslichen Arbeiten und Verrichtungen, rührig und entschlossen, so daß jeder Haushalt, den sie führte, wie ein Uhrwerk ging. Aber sie hatte unermessliche Angst vor Gespenstern, und sie hätte niemals den Platz in Hedeby angenommen, wenn sie dies im vorhinein gewußt hätte. Aber nun war sie einmal da, und ein armes Mädchen muß sich hüten, sich einen guten Posten zu verschmerzen. Darum knixte sie vor der Baronin, dankte für die Warnung und versicherte, sie würde sich schon nicht ins Bodshorn jagen lassen.

„Ja, wir begreifen gar nicht, warum er hier umgeht“, fuhr die Baronin fort. „Meine Töchter meinen, daß er dem Großvater meines Mannes ähnlich sieht, dem General Löwenköld, den die Jungfer dort drüben auf dem Bilde sieht, und sie pflegen ihn den General zu nennen. Aber die Jungfer versteht doch, niemand will damit sagen, daß es der General selbst ist — er soll ein ganz ausgezeichnete Mensch gewesen sein — der da umgeht. Tatsache ist, daß wir die ganze Geschichte durchaus nicht verstehen, und wenn die Dienstleute mit irgendwelchen Erklärungen kommen, hoffe ich, daß die Jungfer Verstand genug hat, sie gar nicht erst anzuhören.“

Jungfer Spaak knixte noch einmal und versicherte, daß sie den Dienstleuten nie den geringsten Klatsch über die Herrschaft hingehen ließ, und damit war die Audienz zu Ende. —

Die Jungfer war freilich nur eine arme Haushälterin, aber da sie besserer Leute Kind war, durfte sie am Herrschaftstisch essen wie der Inspektor und die Erzieherin. Sie war übrigens zierlich und anmutig, ein kleines, zartes Fi-

gürchen, blondes Haar und blumenrote Wangen, durchaus keine Unzier für den Herrschaftstisch. Alle fanden in ihr ein herzensgutes Geschöpf, das sich in jeder Weise nützlich zu machen verstand, und sie war bald allgemein beliebt.

Gar bald merkte sie, daß der von der Baronin erwähnte Spuk ein ständiger Gesprächsstoff bei den Mahlzeiten war. Bald erklärte eines der jungen Fräuleins, bald die Erzieherin: Heute habe ich den General gesehen, ganz, als wäre dies etwas, worauf man Wert legte und dessen man sich rühmte.

Es verging kaum ein Tag, ohne daß jemand sie fragte, ob sie dem Geist noch nicht begegnet sei, und als sie immer wieder verneinen mußte, merkte sie, daß dies eine gewisse Geringschätzung hervorrief. Es war, als sei sie weniger als die Erzieherin und der Inspektor, die beide den General schon unzählige Male gesehen hatten.

Jungfer Spaak war es noch nie vorgekommen, daß man einem Gespenst in so ungewohnter Weise begegnete, und sie ahnte vom ersten Augenblick an, daß dies ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Sie sagte zu sich selbst, daß, wenn es wirklich ein Wesen aus der anderen Welt war, welches sich da zeigte, es sicherlich ein Unglücklicher sein mußte, der die Hilfe der Lebenden brauchte, um Ruhe im Grabe zu finden. Sie gehörte zu den tatkräftigen Naturen, und wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte man ernste Nachforschungen angestellt, um der Sache auf den Grund zu kommen, anstatt sie als Gesprächsthema an der Mittagstafel zu verwenden.

Aber die Jungfer wußte, was ihrer Stellung zukam, und ein Wort des Tadelns über das Betragen der Herrschaften wäre ihr nie über die Lippen gekommen. Sie hütete sich für ihre eigene Person, an den Scherzen über das Gespenst teilzunehmen und behielt ihre trüben Ahnungen für sich.

Jungfer Spaak war einen ganzen Monat in Schloß Hedeby gewesen, bevor sie den Geist zu Gesicht bekam. Aber eines Vormittags, als sie auf dem Boden gewesen war, um die Wäsche einzuzählen, begegnete sie unversehens auf der Treppe einem Mann, der rasch beiseite trat, um sie vorbeizulassen. Es war mitten am helllichten Tage, und sie dachte an gar keinen Geisterspuk. Sie fragte sich nur, was ein fremder Mann oben auf dem Boden zu suchen haben konnte, und sie drehte sich um, damit sie ihn nach seinem Begehre frage. Aber auf der ganzen Treppe war kein Mensch zu sehen. Die Jungfer lief hastig wieder hinauf, guckte auf den Boden, untersuchte alle dunklen Winkel und Dachkammern, ganz bereit, einen Dieb beim Kragen zu packen. Aber als kein menschliches Wesen zu sehen war, ging ihr plötzlich ein Licht auf, wie die Sache zusammenhing.

„Was bin ich doch für ein dummes Ding“, rief sie aus. „Das war natürlich kein anderer als der General.“

Ja gewiß, ja gewiß! Der Mensch hatte doch einen blauen Rock getragen, ganz wie der alte General auf dem Bilde, und hatte ebensolche ungeheure Stulpenstiefel angehabt. Das Gesicht hatte sie nicht recht erkennen können, es hatte etwas Graues, etwas Nebelhaftes über den Zügen gelegen.

Jungfer Spaak blieb eine gute Weile auf dem Boden, um sich zu fassen. Ihre Zähne schlugen aufeinander, und

die Beine wollten ihr einknicken. Wenn sie nicht an das Mittagessen zu denken gehabt hätte, sie wäre nie die Bodentreppe hinuntergekommen. Sie beschloß sofort, das, was sie gesehen hatte, für sich zu behalten und sich nicht von den anderen damit necken zu lassen.

Aber sie konnte den General nicht aus ihren Gedanken loswerden, und etwas Sonderbares mußte man ihr angesehen haben, denn kaum hatte man sich zum Mittagstisch gesetzt, als der Sohn des Hauses, ein neunzehnjähriger Jüngling, der eben von Upsala zu den Weihnachtsferien nach Hause gekommen war, sich ihr zuwandte.

„Heute hat die Jungfer Spaak den General gesehen“, sagte er, und bei dieser plötzlichen Anrede hatte sie nicht die Geistesgegenwart, zu leugnen.

Mit einem Male sah sich Jungfer Spaak als die Hauptperson bei Tische. Alle bestürmten sie mit Fragen, die sie doch so einsilbig als möglich beantwortete. Unglücklicherweise konnte sie nicht in Abrede stellen, daß sie ein bißchen erschrocken war, und darüber belustigte man sich königlich: erschrocken vor dem General! Nein, das konnte doch niemandem einfallen.

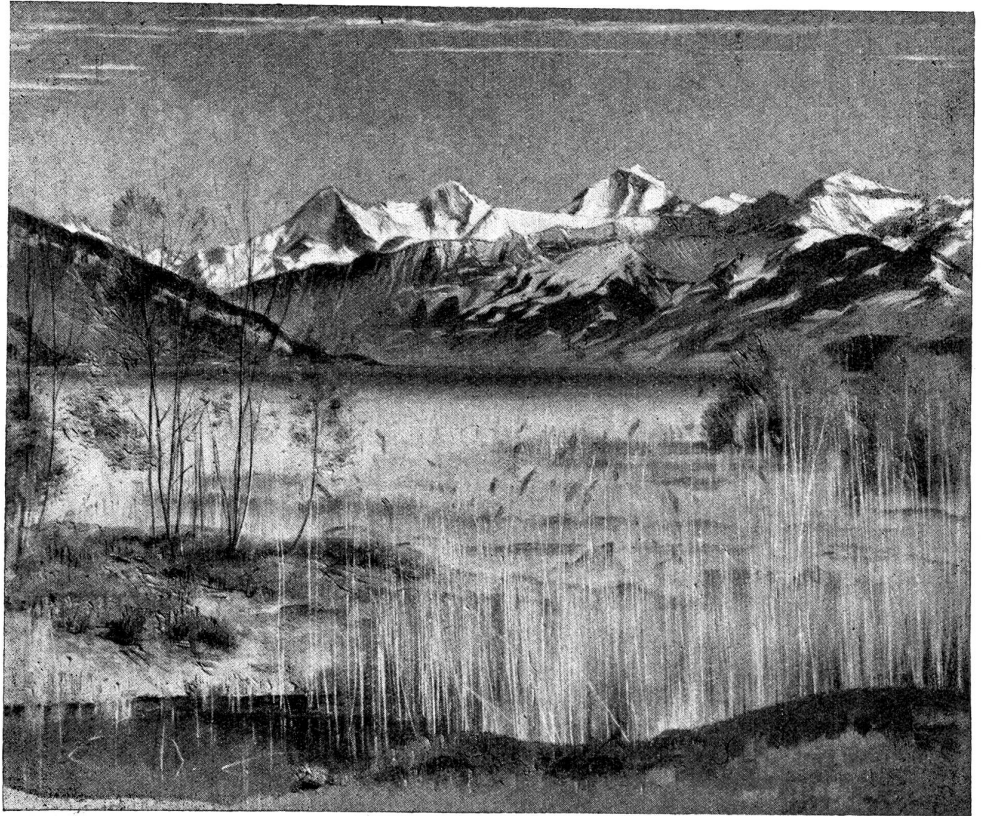
Jungfer Spaak hatte schon öfters beobachtet, daß der Baron und die Baronin sich niemals an den Scherzen über den General beteiligten. Sie ließen die anderen nur gewähren, ohne sie zu stören. Nun bemerkte sie, daß der junge Student die Sache viel ernster nahm als die übrige Jugend.

„Ich für mein Teil“, sagte er, „ich beneide alle, die den General zu sehen bekommen. Ich möchte ihm helfen, aber mir ist er nie erschienen.“

Er sagte dies mit wirklicher Betrübniß und mit einem so schönen Ausdruck, daß Jungfer Spaak innerlich zu Gott betete, daß sein Wunsch doch bald in Erfüllung gehen möge. Der junge Baron würde sich sicherlich des armen Gespenstes erbarmen und ihm die Ruhe des Grabes wieder schenken.

In der nächsten Zeit schien Jungfer Spaak mehr als irgendeinem anderer der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Geistes zu sein. Sie sah ihn so oft, daß sie sich beinahe an ihn gewöhnte. Es war ein plötzliches, augenblickliches Auftauchen, bald auf der Stiege, bald im Flur, bald in einer dunklen Ecke der Küche.

Nie konnte man den leisesten Anlaß des Spuks auffindig machen. Jungfer Spaak fragte sich manchmal, ob es vielleicht etwas im Hause geben könnte, dem der Geist nachspürte. Aber da er in derselben Sekunde verschwand,



Marcus Jacobi: Thunerseelandschaft.

in der der Blick eines Menschenauges ihn traf, konnte sie über seine Absichten nicht ins Klare kommen.

Den Aussagen der Baronin zum Troß, merkte Jungfer Spaak, daß die ganze Jugend von Hedebj stiff und fest davon überzeugt war, daß es der alte General Löwenköld war, der umging. „Er fühlt sich nicht wohl in seinem Grabe“, sagten die jungen Fräuleins, „und es freut ihn, zu verfolgen, was wir hier in Hedebj treiben. Man kann ihm dieses kleine Vergnügen nicht verargen.“

Die Jungfer, die jedesmal, wenn sie den General gesehen hatte, in die Speisekammer gehen mußte, um unbehelligt von den Scherzen der Mägde zu zittern und mit den Zähnen zu klappern, hätte wohl gewünscht, daß er sich nicht so sehr um Hedebj kümmerte. Aber sie merkte, daß die übrige Familie ihn geradezu vermißt haben würde.

Man saß zum Beispiel einen langen Abend bei seiner Handarbeit. Man spann oder man nähte, die Lektüre konnte manchmal ausgehen und der Gesprächsstoff ebenfalls. Da stieß plötzlich eines der Fräuleins einen Schrei aus: sie hatte dicht an der Scheibe ein Gesicht gesehen, nein, eigentlich kein Gesicht, nur zwei Reihen blinkender Zähne. Man zündete in aller Eile eine Laterne an, man öffnete die Flurtür, alle Damen mit der Baronin an der Spitze, stürzten hinaus, um den Friedensstörer zu finden. Aber natürlich konnte man nichts entdecken. Man ging wieder hinein, verschloß die Fensterläden, zuckte die Achseln und sagte, es sei wohl kein anderer gewesen als der General. Aber unterdessen war man wach geworden. Man hatte nun etwas, wor-

über man hin und her grübeln konnte, die Spinnroden drehen sich mit neuem Schwung, das Plaudern kam in Gang.

Die ganze Familie war überzeugt, daß, sobald man am Abend den Speisesaal verlassen hatte, der General den Raum in Besitz nahm, und daß man ihn dort gefunden haben würde, wenn man sich in das Zimmer gewagt hätte. Und sie hatten nichts dagegen, daß er sich dort drinnen aufhielt. Jungfer Spaak glaubte, daß sie Gefallen an dem Gedanken fanden, daß der friedlose Stammvater in eine warme, behagliche Stube einkehren konnte.

Es gehörte zu den Eigenheiten des Generals, daß er den Speisesaal aufgeräumt und in Ordnung finden wollte, wenn er dort einzog. Jeden Abend sah die Jungfer, wie die Baronin und die Fräuleins ihre Arbeiten zusammenlegten und sie mitnahmen; Spinnroden und Stichtrahmen wurden auch in ein anderes Zimmer getragen. Nicht soviel wie ein Fadenendchen ließ man auf dem Boden liegen.

Jungfer Spaak, die in der Kammer hinter dem Speisesaal schlief, erwachte eines Nachts dadurch, daß irgendein Gegenstand mit hartem Aufplumpfen an die Wand, an der das Bett stand, schlug, und dann über den Boden rollte. Raum konnte sie sich fassen, als ein neuer Krach und ein neues Rollen erfolgte, und dies wiederholte sich noch zweimal.

Herr, du mein Gott, was treibt der drinnen jetzt? seufzte sie, denn sie begriff ja, von wem der Lärm herührte. Das war wirklich keine behagliche Nachbarschaft. Die ganze Nacht lag sie da, und der kalte Schweiß brach ihr aus allen Poren, vor Angst, daß der General hereinkommen und sie in einer Gespensterumarmung ersticken könnte.

Als sie am Morgen in den Speisesaal ging, um zu sehen, was geschehen war, nahm sie sowohl die Köchin wie das Stubenmädchen mit. Aber nichts war zerstört, keine Unordnung war zu merken, nur daß mitten im Zimmer vier Äpfel lagen. Ach, ach, man hatte ja am vorigen Abend am Kamin gefressen und hatte Äpfel gegessen, und vier Äpfel waren auf dem Kaminsims vergessen worden. Aber dies hatte dem General nicht behagt. Jungfer Spaak hatte ihre Nachlässigkeit mit einer schlaflosen Nacht büßen müssen.

Andererseits konnte Jungfer Spaak nie vergessen, daß sie einmal einen wirklichen Freundschaftsbeweis vom General empfangen hatte.

Es war Gesellschaft auf Schloß Hedebn gewesen, ein großes Mittagessen mit vielen Gästen. Jungfer Spaak hatte alle Hände voll zu tun gehabt, Braten an allen Spießeln, Windbeutel und Pasteten im Backrohr, und Suppentessel und Saucepfannen auf dem Herdfeuer. Und nicht genug damit, die Jungfer sollte auch drinnen im Speisesaal sein, das Tischdecken überwachen, das Silber übernehmen, das die Baronin selbst ihr vorzählte, daran denken, daß Wein und Bier aus dem Keller heraufrkam und daß die Kerzen richtig in den Kronleuchtern steckten. Wenn man dazu bedenkt, daß die Küche von Hedebn in ein Flügelgebäude verlegt war, so daß man über den Hof laufen mußte, um hinzukommen, und daß sie bei diesem festlichen Anlaß von fremden und dazu ungeschulten Dienstleuten wimmelte, so kann man sich schon denken, daß es eine tüchtige Person sein mußte, die an der Spitze des Ganzen stand.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Eidgenössischen Betttag.

Von Ernst Oser.

Der Feiertag kommt still gegangen,
Mit ernster Mahnung tritt er ein
In unser Land. Des Herbstes Prangen
Gibt ihm den letzten, goldnen Schein.

Wir grüßen ihn, den Tag der Stille,
Dem frommen Beten zugehört,
Dem Danke, daß des Herrgotts Wille
Die Heimat schön und frei gemacht!

Und wenn ein ehrliches Bekennen
Der eig'nen Schuld den Blick uns klärt,
Dann mögen uns're Wünsche brennen
Für Gutes, das auf immer währt.

Für eines Friedens ew'ges Walten,
Für neuer Arbeit edles Gut,
Für frisches, emsiges Gestalten,
Für des Vollbringens frohen Mut.

Hart ist die Zeit und weltbetrogen,
Sie mehret uns'res Volkes Last.
Das Böse, aus dem Haß erwogen,
Stört manches Menschen sich're Raft.

So soll das Beten, soll das Danken,
Auch das Bekennen unser sein.
Dann fallen alle starren Schranken
Vor solchem Sinnen, stark und rein.

Dann wird der Betttag Segen spenden,
Dann wird die Heimat neu erblüh'n,
Wenn wir mit Herzen und mit Händen
Um Hohes uns und Heil'ges müh'n!

Eidgenössischer Betttag.

Am eidgenössischen Betttag wird in der Kirche besonders des Vaterlandes gedacht. Dagegen ist doch wohl nichts einzuwenden. Und doch sind ihrer viele, die etwelche Bedenken gegen den Betttag nicht überwinden können. Sie befürchten, daß am Betttag die Kirche dem Staat untergeordnet und damit der Totalitätsanspruch Gottes gefährdet werde. Es ist gut, wenn wir solche Bedenken ernst nehmen. Das Problem Staat und Kirche ist ja plötzlich wieder aktuell geworden, und wir tun in der Tat am Betttag gut, uns über die grundsätzliche Bedeutung dieses Tages Rechenschaft zu geben. Was soll der Betttag, und was dürfen wir von ihm verlangen?

Wir haben auch heute noch recht, wenn wir wie unsere Väter am Betttag einfach unserm Herrn und Gott dafür danken, daß er unser liebes Vaterland durch alle Wirrnisse der Zeit geführt hat und daß wir Erschütterungen, wie sie andere Länder und Völker durchmachen, bis jetzt nicht erleben mußten. Gerade am Betttag wollen wir uns darüber ganz klar werden, daß das nicht unser Verdienst ist, sondern daß Gott sichtbar seine Hand über unserem kleinen Land hält. Wahrhaftig, es ist Grund genug vorhanden, aufrichtig zu danken. Aber das ist nicht das einzige, was wir am Betttag in der Kirche tun sollen. Besonders deutlich muß die Kirche an diesem Tage den Ruf des Propheten: „Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ verkünden. Es darf nicht vorkommen, daß wir unser Vaterland, das wir recht von Herzen lieben, irgendwie religiös verklären und aus Volk und Heimat einen Mythos schaffen. Das ist ja die große Gefahr der Gegenwart, daß die Staaten selber